

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 71 (1945)
Heft: 20

Rubrik: Die Frau von Heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Frau von Heute

Die Blumenfee

Mein Welschlandjahr habe ich seinerzeit bei entfernten Verwandten absolviert. Die Frau war in jungen Jahren Erzieherin gewesen und huldigte noch ganz dem Jungmädchenideal von anno dazumal. In dieses Schema paßte ich nun herzlich schlecht und es gab derhalben allerlei an mir auszusetzen, schon weil auf dem Klavier in meinem Repertoire weder die «Klosterglocken», noch das «Gebet der Jungfrau» figurierten. Dann sah ich mich auch nicht für verpflichtet an, von jedem Spaziergang mit schwärmerischem Augenaufschlag einen ganzen Arm voll Blumen oder Grünzeug heimzuschleppen. «Une jeune fille qui n'aime pas les fleurs - -» seufzte meine Tante. Unnützlich, ihr zu erklären, daß das gar nicht der Fall sei, daß ich auch gern Blumen in den Vasen habe, daß ich aber im übrigen die Kinder Floras ganz gern auch dort sehe, wo sie eben wachsen. Die Tante fand einfach, mir fehle es an Gemüt und damit basta.

Die Jahre sind hingegangen, ohne daß ich es für nötig fand, meinen Standpunkt in dieser Frage zu revidieren. Im Gegenteil, die Verödung der Natur in der Umgebung größerer Ortschaften und all die weidenkätzchenheimschleppenden Frühlingsbummler haben mich in meiner Einstellung eher noch bestärkt. Wenn ich spaziere, will ich mich erholen und ganz entspannt an der Natur freuen, nicht mit dem festen Vorsatz ausziziehen, nun an allen Rainen herum zu grasen. Deswegen darf ich doch Blumen pflücken, wenn mich die Lust dazu ankommt.

Trotz meines Mangels an Gemüt habe ich sogar geheiratet und komme mit meinem Ehegespons leichlich gut aus. Die düstern Vorahnungen meiner welschen Tante für «une jeune fille qui n'aime pas les fleurs» waren auch schon fast vergessen, als ich bei unserm letzten Wohnungswechsel wieder daran erinnerte wurde.

Im ersten Stock des Miethauses, in das wir zogen, war nämlich ein Balkon, der mir durch seine üppigen Blumen- und Grünschluck ein erstauntes «Ah» abnötigte. Als ich erfuhr, daß dort ein Fräulein in mittleren Jahren mit ihrer Mutter hause, wurde sie prompt die Blumenfee genannt.

Es dauerte ziemlich lange, bis ich die Blumenfee persönlich kennenlernte. Lange sah ich nur zuweilen ihre Mutter, eine etwas schattenhafte alte Frau. Dann, eines Sonntags, als wir von unserm Spaziergang heimkehrten, sahen wir sie mit der Tochter von der andern Seite her ebenfalls auf das Haus zusteuern, beide mit respektablen Blumensträußen bewaffnet, also ganz nach dem Ideal meiner welschen Tante. «Dieses Fräulein muß nun also ein ganz besonders gemütvolleres Wesen sein, wenn das Schema stimmt», dachte ich beim Treppensteigen und fühlte ein diabolisches Vergnügen, als ich just noch hörte, wie

im ersten Stock unten die Junge zur Alten sagte: «Du hast gewiß wieder vergessen, die Zimmerlinde zu gießen, Mama, und die ist doch so empfindlich. Und die Hortensien gehören an die Sonne!» Und das gesprochen mit einer jener Stimmen, die gerade frisch aus der Werkstatt eines Messerschleifers hervorgegangen zu sein scheinen.

Ich hatte dann Gelegenheit, diese Momentaufnahme meiner Blumenfee durch weitere Eindrücke zu bestätigen und zu vertiefen. Das schattenhafte, verschüchterte Wesen der Mutter existierte durchaus nicht nur in meiner Einbildung und war leicht erklärlich, denn die Tochter schien zwar zu wissen, daß gewisse Pflanzen Sonne brauchen, aber die Ansprüche der Menschpflanzen interessierten sie offenbar weniger.

Ypsilon.



„De Meier blost au no schön falsch do obe.“

„Das isch doch nid de Meier, das isch doch d'Sirene!“

Chindermüüli

Das fünfjährige Vreneli sitzt mit breitaufgestützten Ellbogen am Tisch und ißt (verbotenerweise) die Konfitüre mit dem Löffel. Indem die Kleine Mutter und Vater schelmisch/herausfordernd anblickt, summt sie: «Ich isse wienich will ... ich isse wienich will ... bis öpper schimpft!» (Der «öpper» konnte nicht schimpfen. — Ob Pestalozzi diesen Fall voraussehen hat?)

504

Was ist Kapital?

In der Volkswirtschaft der Vorrat von Gütern, die selbst Produkte der menschlichen Arbeit sind und zur Hervorbringung neuer Güter dienen, oder das in Geld ausgedrückte, in Produktionsunternehmungen dem Erwerb dienende Vermögen. Und nun ein anderes Kapitel vom Kapital: le tapis Vidal est un capital! Vidal an der Bahnhofstraße in Zürich.

Geben ist seliger ...

Abschiednehmen ist immer eine traurige Angelegenheit, selbst wenn es sich nur um sechs Wochen Ablösungsdienst handelt ... Man flüstert sich rasch noch die zärtlichsten Sachen ins Ohr und hält sich fest umschlungen — bis die harte Wirklichkeit in Form des beschneuzten Kondukteurs erscheint und einen ans Einsteigen erinnert. Ein letztes Winken mit dem neuen Taschentüchlein, ein tränenschwerer Seufzer, und schon verschwindet der letzte Wagen im Wirrwarr der Bahnsteige, Geleise und Stellwerke.

Um so überraschter und erfreuter war ich, als ich ein Päcklein in meiner Hand fand, das die verräterische Form einer Pralinenschachtel hatte, aus dem ersten Hause Zürichs stammend. Er hatte seine letzten Schokoladencoupons für mich geopfert, vielleicht diejenigen für zwei Monate zusammenkommen lassen oder sogar bei seinen Freunden welche zusammengebetelt — alles für mich!

In meinem Jubel beschloß ich, etwas ganz Außergewöhnliches zu tun, und nach einigem Besinnen beschloß ich, einmal freiwillig Tante Eugénie, eine entfernt Verwandte meiner Mutter, aufzusuchen. Nur wer Tante Eugénie kannte, konnte ermesen, wie groß das Opfer war; denn Tante Eugénie war unser «Familien-Gräuels». Sie war die Tochter eines Kavallerie-Obersten und hatte sozusagen den Teufel im Leib. Sie tyrannisierte alles und jeden, angefangen vom Metzgerausläufer bis zu ihren zahlreichen Nichten und Neffen, ganz zu schweigen von ihrer treuen Marie, die ihren schweren Dienst nur so vollkommen erfüllen konnte, weil sie stocktaub war und die Schmähen nie hören konnte ... Als Kind hatte ich Tante Eugénie mehr ihrer nassen Küsse wegen gefürchtet, bei denen es kein Ausweichen gab.

Tante Eugénie empfing mich laut, doch scheinbar erfreut. Dann aber fiel ihr Blick auf die Praliné-Schachtel, die ich unglücklicherweise nicht hatte verstecken können. Sie streckte die Hand darnach und bedankte sich mit den Worten: «So, hast auch einmal an Deine alte Tante gedacht?» Ich glaubte fast einen Schimmer von Tränen in ihren Augen zu sehen, doch als sie mich in den «gelben Salon» führte, war jede Rührung vorbei.

Für mich war der Nachmittag verdorben. Ich war wütend über meine Dummheit oder über ihre Schlaueheit, oder über beides. Wenn mich je ein «Geschenk» reute, so war es dieses. Wir tranken schweigend Tee, und ich verabschiedete mich so rasch als möglich.

3 Monate später starb Tante Eugénie. Sie hinterließ etwas Geld, das sie aber weitgehend Wohltätigkeitsinstitutionen vermachte. Als einzige Nichte bekam ich tausend Franken, mit der Ermahnung, auch weiterhin so gefeuerd zu bleiben! Wahrhaftig, Geben ist seliger ...!

Z.

